

Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Band: 92 (2021)

Artikel: Die Seife - Geschichte eines Kulturgutes : vom Heilmittel zur Lebensretterin
Autor: Plüss, Mathias
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-917822>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ausstellung «Saubere Sache» in der Seife: Die Kuratoren Marc Philip Seidel und Christine von Arx in der orientalischen Waschküche FT

Die Seife – Geschichte eines Kulturgutes

Vom Heilmittel zur Lebensretterin

Zuerst hielt man sie für eine Arznei, dann für ein Haarfärbemittel. Es dauerte Jahrtausende, bis die Seife ihre wahre Bestimmung fand: unsere Gesundheit zu schützen.

Erfindungen auf Knopfdruck gibt es nur bei Daniel Düsentrieb. Technischer Fortschritt beruht oft mehr auf Zufall denn auf Geistesblitzen, und der Weg zum Endprodukt ist nicht selten lang und voller Rückschläge. Erstaunlicherweise ist mitunter nicht einmal klar, wozu etwas Erfundenes oder Entdecktes gut ist – und selbst wenn es klar ist, heisst das noch lange nicht, dass es sich auch durchsetzt.

Die Seife ist ein gutes Beispiel. Sie ist das wahrscheinlich älteste Chemieprodukt der Welt. Das erste bekannte schriftliche Rezept ist beinahe fünftausend Jahre alt. Doch ist es kaum zweitausend

Jahre her, dass man den reinigenden Effekt von Seife entdeckte, und weniger als zweihundert, seit man um ihre Wirksamkeit gegen Ansteckungen weiss. An ihrem konsequenten Einsatz beim Händewaschen arbeiten wir noch immer, auch wenn in jüngster Zeit selbst die letzten Höhlenbewohner zumindest flüchtig Bekanntschaft mit dieser Kulturtechnik gemacht haben dürften.

Erfunden vor 5000 Jahren

Als Erfinder der Seife gelten die Sumerer – jenes Volk, das im 3. Jahrtausend vor Christus im Süden des heutigen Irak lebte, dem wir auch die Schrift, das Bier und überhaupt die ganze Hochkultur verdanken. Allerdings waren sie sich nicht bewusst, dass sie da etwas Besonderes entdeckt hatten – sie hatten dafür nicht einmal ein eigenes Wort. Vermutlich wussten sie auch nicht, worauf es bei der Herstellung ankommt: Viele Rezepte enthielten abenteuerliche Zutaten wie Tannenharz und Pflanzengummi oder Schildkrötenschale und Schlangenhaut. Zwar waren auch Öl und Asche dabei, die beiden Grundbestandteile der Seife, doch deutet nichts darauf hin, dass die Sumerer ihre entscheidende Bedeutung erkannten.

Oel und Asche –
die beiden
Grundbestandteile
der Seife

In jener Epoche nahöstlicher Hochkultur befand sich Mitteleuropa noch in der Steinzeit. Erstaunlicherweise nutzten aber auch unsere Vorfahren damals schon eine Art Seife: Sie bauten näm-

Saubere Sache

Aktueller geht nicht: Vom 9. Juni 2020 bis 31. Oktober 2021 präsentiert das Museum Burghalde in der alten Seifenfabrik Lenzburg (Seifi) die Ausstellung «Saubere Sache» über die faszinierende Welt der Düfte und Seifen. Die Sonderausstellung zeigt unter anderem die weltbekannten Industrieplakate von Persil, Sunlight, Steinfels & Co., die heute als grafische Meisterwerke gelten. Die Geschichte der 1857 gegründeten Seifenfabrik Lenzburg wird ausführlich nachgezeichnet. Ihr Gründer Johann Rudolf Ringier wuchs in der Burghalde auf. Während etwas mehr als hundert Jahren wurden in Lenzburg Kernseifen, hochwertige Toilettenseifen und Waschpulver hergestellt. Aus aktuellem Anlass kreierten die Ausstellungsmacher eine wohlriechende Körperseife in drei Duftnoten: Lenzburger Rose, Lenzburger Blau und Lenzburger Wald. Und die jungen Besucher können in einem mit dem Swiss Nanoscience Institut Basel eingerichteten Seifenlabor ihre eigene Seife herstellen.

lich Seifenkraut an, wie etwa Samenfunde vom Zürichsee nahelegen. Übergiesst man die Wurzeln dieses Nelkengewächses mit heissem Wasser, beginnt es zu schäumen und wird waschaktiv. Das Seifenkraut galt mancherorts über Jahrtausende als Seife des armen Mannes und wurde in ländlichen Gegenden bis ins 20. Jahrhundert kultiviert. Verglichen mit heutigen Waschmitteln ist der Reinigungseffekt allerdings recht gering.

Kultische Paste
und Heilmittel,
mit dem man
die Kranken
einschmierte

Wenig wirksam dürfte indes auch die sumerische Seife gewesen sein: Vermutlich glich sie eher einer Art Paste oder Salbe. Offenbar hat man damals die Zutaten bloss gemischt und nicht erhitzt. Ohne intensives Sieden jedoch findet gewöhnlich kaum Verseifung statt – so heisst die chemische Reaktion zwischen Asche und Öl, die richtige Seife erst entstehen lässt. Immerhin: Dank der Asche (auch sie war bis in die neueste Zeit ein Waschmittel der Armen) hatte wahrscheinlich auch die sumerische Paste eine schmutzlösende Wirkung. Aber darauf kam es den Sumerern gar nicht so sehr an. Allenfalls nutzten sie die Paste zur kultischen Reinigung. In erster Linie galt sie als Heilmittel, mit dem man Kranke einschmierte.

Arznei gegen Runzeln

Ähnlich war es bei den Ägyptern, die die Rezepte der Sumerer übernahmen. Zwar findet man in den Papyri auch Anleitungen zur Wollreinigung, meist aber kam die Seife als Arznei zum Einsatz, etwa gegen Geschwüre, Runzeln oder Verletzungen. Gegen Würmer wurde Seife auch geschluckt – Trump lässt grüssen.

Immerhin führten die Ägypter einige technische Neuerungen ein. Sie haben ihre Seifen teilweise gekocht, und sie entdeckten, dass ein besseres Produkt entsteht, wenn man Asche von Meeres- statt von Landpflanzen benutzt – oder die Asche gleich durch Soda ersetzt: ein Mineral, das sie an den verkrusteten Rändern von Salzseen fanden. Mit diesen Neuerungen werden die Seifen nicht nur wirksamer, sondern auch fester. Die Szene aus «Asterix und Kleopatra», wo sich ein Vorkoster ein Schnipsel einer knackigen Kernseife in den Mund steckt, bevor er diese der badenden Pharaonin weiterreicht, ist zwar fiktiv, aber zivilisatorisch korrekt.

Geld stinkt nicht

Die Römer, obwohl mit den Ägyptern in Kontakt, kannten die Seife lange nicht. Ihr wichtigstes Reinigungsmittel war vergorener menschlicher Urin, den sie in grossen Amphoren sammelten. Das roch zwar nicht gut, gab aber ein erstaunlich gutes Waschmittel für die weissen römischen Gewänder ab. Das Wäschereiwesen war derart einträglich, dass der Staat eine saftige Steuer darauf erhob. Den Unmut, der sich gegen diese Einnahme aus anrühiger Quelle erhob, beantwortete Kaiser Vespasian mit den berühmten Worten «pecunia non olet» – Geld stinkt nicht.

Die Seife lernten die Römer ausgerechnet bei den angeblich so barbarischen Galliern und Germanen kennen. Diese benutzten Seifen wohl nicht zur Reinigung, sondern vor allem als Haar-

Arbeiter der ehemaligen «Seifi» an der Automatenpresse zvg





Eigenkreationen im Seifenlabor MM

Lenzburger Seife in drei Duftmarken FT



färbemittel. Schon damals registrierten die römischen Bericht-erstatte eine Zweiteilung, die bis ins 18. Jahrhundert anhalten sollte: Die südlichen, gallischen Seifen mit der Asche von Seegras waren fester Natur, so wie die ägyptischen. Die nördlichen, germanischen waren weicher, weil hauptsächlich aus Buchenasche gemacht. Sie entsprachen dem, was wir heute als Schmierseife bezeichnen. Entsprechend bedeutete das Wort «Seife» ursprünglich so viel wie «tropfende Masse» – das lateinische «sapo» be-ruht auf einer germanischen Entlehnung.

Die Römer importierten nicht nur das Wort, sondern auch die Ware. Das Anwendungsspektrum war breit: Man benutzte die Seife kosmetisch, zum Drapieren der Haare, zum Übertünchen von Hautverfärbungen. Oder medizinisch, gegen Läuse und Quetschungen. Bei verstopfter Nase empfahl der in Rom tätige Arzt Galenos, eine Mischung aus Seife, Öl, geriebenem Harz und Pflanzensaft in die Nasenlöcher zu träufeln – dadurch soll «viel Schleim durch den Mund herabziehen». Galenos war es auch, der im Jahr 167 n. Chr. als Erster explizit auf den Nutzen bei der Körperreinigung hinwies: Die Seife gehöre zu jenen Mitteln, «welche die stärkste reinigende Kraft besitzen». Nach dreitausend Jahren Entwicklung sah man in der Seife nun erstmals das, was sie auch für uns ist: ein geniales Reinigungsmittel für die Haut.

Gegen unreine Haut,
Läuse, Quetschungen
und verstopfte Nase

Seifenboom im Islam

Doch dieses Wissen ging in der Folge teilweise wieder verloren. Eine neue Blüte der Seifenkultur entstand im 7. Jahrhundert im Orient, wo die Araber entdeckten – oder vielmehr wiederent-deckten –, dass sich mit Seegrasasche, Olivenöl und ein paar technischen Kniffen eine besonders feine und feste Seife her-stellen lässt.

Auslöser für diesen Seifenboom war zweifellos das Aufkommen des Islam, der seinen Anhängern regelmässige Waschungen vor-schreibt. Bis heute sind die muslimischen Länder Weltmeister im Händewaschen. Damals wurden im Orient öffentliche Bäder populär. Dort liessen sich die Gläubigen massieren, mit Seife den Kopf waschen und mit Seifenschaum den ganzen Körper ein-schmieren. Während europäische Reisende über die Sauberkeit der Muslime staunten, entsetzte sich umgekehrt der Gesandte des Kalifen im Jahr 973 über die Einheimischen im deutschen

Frankenland: «Du siehst nichts Schmutzigeres als sie! Sie reinigen und waschen sich nur ein- oder zweimal im Jahr mit kaltem Wasser. Ihre Kleider aber waschen sie nicht, nachdem sie sie angezogen haben, bis dass diese in Lumpen zerfallen.»

Abendländische Badekultur

Die körperliche
Reinigung war
bestenfalls
Nebensache

Doch die Zeiten änderten sich. Gegen Ende des Mittelalters kam auch im Abendland eine Badekultur auf. In den städtischen Bädern, wo nicht nur die Oberschicht verkehrte, ging es heiter zu: Da wurde getratscht und gelacht, geschlemmt und gefeiert. «Aussen Wasser, innen Wein, lasst uns alle fröhlich sein», lautet ein Volksspruch aus jener Zeit. Die körperliche Reinigung war, anders als im Orient, bestenfalls Nebensache. Ein Historiker staunte, als er im Inventar eines Badehauses in Avignon zahlreiche Betten, aber keinerlei Badezubehör fand.

Zwar waren Kernseifen mittlerweile weitem bekannt: Die Araber hatten sie im 9. Jahrhundert nach Spanien gebracht. Ein reger Handel war entstanden, und die Seifenmacherskunst hatte sich in Südeuropa verbreitet – frühe Zentren waren etwa Venedig und Marseille. Doch diese Seifen galten als hochwertiges Kosmetikprodukt, das man nicht für die ordinäre Schmutzbeseitigung verwendete. Auch Madonna Biancofiore hatte im «Decameron» (~1350), dem Corona-Buch der Stunde, gewiss etwas anderes als die Körperhygiene im Sinn, als sie den wohlhabenden Kaufmann Salabaetto in Palermo in ein Bad lud und ihn dort «mit einer nach Moschus und Nelken duftenden Seife» wusch. Man ahnt, woher der Ausdruck «jemanden einseifen» kommt.

Duft gegen unangenehme Gerüche

Nach den grossen Pestepidemien und der Ausbreitung der Syphilis am Ende des 15. Jahrhunderts gingen die Badefreuden vorübergehend zu Ende. Ein seltsam trockenes Zeitalter brach an, das bis ins 18., teilweise bis ins 19. Jahrhundert dauerte. Hatten die Mediziner noch richtig erkannt, dass die Bäder ein Ort der Ansteckung waren, so zogen sie daraus den falschen Schluss, es sei das Wasser, das dem Menschen schade: Es öffne die Poren und ermögliche so das Eindringen von krank machenden Stoffen. Insbesondere die Menschen der Mittel- und Oberschicht versuchten in der Folge, jeglichen Kontakt mit Wasser möglichst zu meiden.

Aufschlussreich ist das Beispiel des französischen Königs Louis XIV (1638–1715), der in seinem ganzen Leben genau zweimal gebadet hat – und auch dies nur, weil es ihm ein Doktor gegen sein Kopfweh empfohlen hatte. Normalerweise sah die Hygiene des Königs so aus: Einmal täglich wusch er sich die Hände, jeden zweiten Tag das Gesicht. Flöhe und Läuse, die prächtig gediehen, waren laut damaliger Theorie ein Produkt überschüssiger Körpersäfte, derer man am besten durch Kleiderwechsel Herr wurde. So kam es, dass sich der «Sonnenkönig» dreimal täglich ein frisches Hemd über seinen ungewaschenen Oberkörper zog.

Dieses Verhalten war repräsentativ für die Oberschicht jener Zeit. Die prekären Gerüche, die unvermeidlich folgten, übertünchte man mit Puder und Parfüm. In diesem Kontext ist auch die Seife zu sehen: Zum gewöhnlichen Händewaschen, das vor dem Essen durchaus üblich war, benutzte man sie kaum. Vielmehr galt sie als Duft- und Schönheitsmittel – die kräuterreichen Seifen aus Marseille waren besonders beliebt. So erklärt sich das Paradox, dass mit Louis XIV ausgerechnet der vielleicht schmutzigste König der französischen Geschichte zum Förderer der einheimischen Luxusseifenindustrie wurde.

Die Seifensieder

Daneben gab es in Mitteleuropa so etwas wie eine Volksseife, die der Schmierseife der alten Germanen glich. Sie war ganz anders als die weiss-wohlriechende Mittelmeerseife: meist dunkel und weich. Ausserdem stank sie, zur Zubereitung verwendete man die billigsten Fette, etwa Hammeltalg oder Fischöl. Viele Leute stellten sie selber her, es gab aber auch professionelle Seifensieder, die seit dem 14. Jahrhundert in Zünften organisiert waren. Wegen des Gestanks siedelte man sie ganz am Stadtrand an, und ihr Ruf war nicht der beste. Bei Friedrich Schiller («Wallensteins Lager») findet man die Zeile: «Schad' um die Leut'! Sind sonst wackre Brüder! Aber [sie denken] wie ein Seifensieder.»

Wegen der Herstellung mit Holzasche war diese Schmierseife ätzend und konnte die Haut angreifen. Man hat sie daher vornehmlich zum Wäschewaschen benutzt. Die Rezepte blieben viele Hundert Jahre unverändert. Allerdings stieg mit der Zeit der Bedarf: Die prosperierende Textilindustrie brauchte Seife, um

Friedrich Schiller
und die Seifensieder
am Stadtrand

Die Seife als
Industrieprodukt
im Kampf
gegen Bakterien

beispielsweise die Wolle vor dem Verarbeiten zu waschen. Allmählich wurde die Asche knapp.

1775 schrieb die Französische Akademie der Wissenschaften einen Preis für ein Verfahren zur Produktion von künstlichem Soda aus. Es gewann der Franzose Nicolas Leblanc, ein chemisch versierter Arzt: Er fand eine Methode, Soda aus Salz herzustellen. Damit kann man, wie schon die Ägypter mit ihrem natürlichen Soda gezeigt hatten, eine hervorragende Seife produzieren. Leblanc baute eine gut funktionierende Fabrik, doch im Zuge der Französischen Revolution wurde er abgesetzt und entrechtet. Verarmt, schoss er sich 1806 eine Kugel in den Kopf.

Doch sein Verfahren setzte sich durch. Allerdings brauchte es viel Energie, hinterliess stinkenden Abfall und erzeugte Misstrauen in der Bevölkerung. In England zogen die Bauern mit Mistgabeln vor die Sodafabriken, weil sie glaubten, deren Rauch halte den Regen fern. 1861 schliesslich entdeckte der Belgier Ernest Solvay eine viel einfachere Methode zur Sodaherstellung, die erstmals eine wirklich grossindustrielle Erzeugung von Seife ermöglichte. So schuf er die Grundlage für den Solvay-Konzern, eines der grössten Chemieunternehmen überhaupt und bis heute der weltführende Sodaproduzent.

Von nun an wuchs die Seifenproduktion rasant. Vielerorts verschwanden die traditionellen Siedereien. Zum Aufschwung trug auch bei, dass man statt ranziges Hammel- oder Walfett nun oft Kokos- oder Palmöl verwendete, das man in grossen Mengen aus den Kolonien importierte. Kurioserweise stiessen diese neuen Seifen zunächst auf Ablehnung: Die Leute hielten sie für unwirksam, weil sie nicht so rochen, wie rechte Seife zu riechen hatte. Nämlich schlecht.

Kampf gegen Bakterien

Der Hygienegedanke, der uns heute so wichtig ist, spielte in der Geschichte der Seife lange Zeit keine Rolle. Dass man mit Händewaschen Ansteckungen verhindern kann, wurde erst 1847 entdeckt: Da machte sich der junge Arzt Ignaz Semmelweis (1818–1865) auf die Suche nach der Ursache der vielen Todesfälle in der Gebärstation des Allgemeinen Krankenhauses in Wien, wo er tätig war.



Während des Corona-Lockdowns sind die Seifenkuriere der Burghalde unterwegs FT

Das Kindbettfieber war damals eine verbreitete Krankheit unter Wöchnerinnen. Dabei war die Sterblichkeit im ersten Trakt der Wiener Station, den Ärzte betreuten, viel höher als im zweiten, wo ausschliesslich Hebammen zugange waren. Die beiden Abteilungen wechselten sich bei der Aufnahme der Patientinnen tageweise ab, und weil der Unterschied so frappant und bekannt war, versuchten manche Schwangere verzweifelt, die Geburt hinauszuzögern, um nicht in den Todestrakt zu gelangen.

Worauf ging der Unterschied zurück? Semmelweis fiel auf, dass die Ärzte häufig zwischen Gebärklinik und Leichenhaus hin- und her wechselten. Bevor sie sich, von einer Obduktion kommend, wieder den Wöchnerinnen zuwandten, wuschen sie sich die Hände zuweilen nur flüchtig oder auch gar nicht. Mit ihren Händen, so spekulierte Semmelweis, trugen die Ärzte tödliche «Cadavertheile» von den Leichen zu den Müttern. Er hatte recht: Die todbringenden Teilchen waren, wie wir heute wissen, Bakterien.

In der Folge setzte er durch, dass die Gebärstation nur noch betreten durfte, wer sich die Hände ausgiebig mit einer Chlorkalk-Lösung gereinigt hatte. Der Erfolg war durchschlagend: Innerhalb von zwei Monaten sank die Müttersterblichkeit von achtzehn auf zwei Prozent.

Wer nun glaubt, die so einfache wie wirksame Neuerung sei allseits mit Begeisterung aufgenommen worden, der irrt sich. Zum einen griff der Chlorkalk die Hände an: Er ist aggressiver als Seife oder heutige Desinfektionsmittel auf Alkoholbasis. Zum andern fühlten sich die Ärzte gekränkt, weil Semmelweis letztlich ihnen die Schuld an den vielen Todesfällen gab. Schlimmer aber war, dass seine Einsichten gegen die vorherrschende Lehre verstieß, wonach Krankheiten durch faulige Ausdünstungen übertragen würden. Semmelweis starb früh und verbittert ob seines Misserfolgs.

Robert Koch und Louis Pasteur

Erst in den 1870er- und 1880er-Jahren begann die Fachwelt seinen Ideen Anerkennung zu zollen. Vor allem dank der Arbeit von Robert Koch in Deutschland und Louis Pasteur in Frankreich setzte sich die Erkenntnis durch, dass viele Krankheiten durch Mikroorganismen übertragen werden. Bis die neue Theorie zu Ärzten, Krankenschwestern und Gesundheitsämtern durchdrang, vergingen nochmals Jahre. Ob die Kunde von den gesundheitlichen Vorteilen des Händewaschens damals schon bis in die breite Bevölkerung vorstieß, ist fraglich.

Sicher ist: Die Seife florierte in jener Zeit. In Deutschland etwa hat sich der Seifenverbrauch zwischen 1871 und 1914 vervierfacht. Zweifellos wurden Kleider und Körper nun häufiger gewaschen – die Ansteckungszahlen gingen teilweise dramatisch zurück. In England war die Todesrate bei Durchfallerkrankungen für Kinder nach 1930 zehnmal kleiner als um die Jahrhundertwende. Hauptursache dafür war vermutlich die verbesserte häusliche Hygiene, also etwa das Tragen von Windeln oder das Zudecken von Essen, aber eben auch vermehrtes Putzen und Händewaschen.

Preiszerfall

Doch entwickelte sich das neue Hygienebewusstsein wirklich aus einer Angst vor Ansteckungen? Wichtiger war wahrscheinlich, dass die grosstechnische Herstellung zu einem Preiszerfall bei den Seifeprodukten geführt hatte. Die neue Sodaseife war ausserdem hautfreundlicher als die alte Schmierseife, was ihre Anwendung in der Körperhygiene förderte. Überdies kamen neuartige Produkte auf den Markt, etwa Persil (1907), das erste «selbsttätige Waschmittel», das der Wäscherin viel Arbeit abnahm. Schliesslich dürfte, unabhängig vom Gedanken an gefährliche Erreger, auch das Bedürfnis nach Sauberkeit und Wohlgeruch zugenommen haben.

Original-Seifenpresse aus der ehemaligen «Seifi» MM





Weisser als weiss

Ein Bedürfnis, das von der Industrie nach Kräften gefördert wurde. Der Waschmittel- und Seifenmarkt war schon bald von multinationalen Unternehmen dominiert, deren Produkte sich qualitativ nicht wesentlich unterschieden. Er gehörte daher zu den ersten Wirtschaftszweigen mit einem innovativen Marketing. Die Hersteller investierten viel Geld in die Markenpflege und fuhren aggressive Werbekampagnen, bereits vor dem Ersten Weltkrieg. Während die Waschmittel schon damals weisser als weiss wuschen, setzte man bei der Seifenreklame eher auf Werte wie Schönheit und Luxus. Manche Nischenprodukte warben zwar auch mit ihrer antibakteriellen Wirkung, aber insgesamt war die Gesundheit nie ein wichtiges Verkaufsargument.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat sich der Herstellungsprozess von Waschprodukten nochmals grundlegend geändert. Sogenannte künstliche Tenside wurden entwickelt, die ebenso gut wie Seife waschen, aber auf Kleidern und in Bädewannen weniger Spuren hinterlassen. Die allermeisten Reini-

gungsmittel, vom Shampoo über das Waschpulver bis hin zur Flüssigseife, enthalten darum heute überhaupt keine Seife mehr. Einzig im vergleichsweise kleinen Segment der Stückseifen ist sie noch präsent.

Auch im Spital, wo sie zwischenzeitlich dominierte, hat die Seife ihre Bedeutung verloren: Das Händewaschen mit Wasser und anschliessende Trocknen ist im Alltag zu zeitraubend. Es war ein Schweizer, Didier Pittet, der Ende der 1990er-Jahre im Universitätsspital Genf überall Desinfektionsmittelspender montierte, mit denen die Handhygiene schneller gelingt. Die Zahl der Infektionen sank darauf um fünfzig Prozent. Im Verbund mit der Weltgesundheitsorganisation WHO trug der moderne Semmelweis dazu bei, dass sich das Genfer Modell weltweit verbreitete: Laut WHO rettet es jährlich fünf bis acht Millionen Menschenleben.

Seife ist vielerorts immer noch Mangelware

Preisgünstig und haltbar

Ausserhalb der Krankenhäuser ist in den meisten Weltregionen aber weiterhin das ganz gewöhnliche Stück Seife das wichtigste Hygienemittel. Es ist preisgünstig, universell einsetzbar und fast unbegrenzt haltbar. Umso unbegreiflicher, dass fünftausend Jahre nach ihrer Erfindung die Seife vielerorts immer noch Mangelware ist. Etwa drei Milliarden Menschen haben keine Möglichkeit, sich zu Hause die Hände richtig zu waschen. Und noch immer sterben jährlich dreihunderttausend Kinder an Durchfallerkrankungen, die sich mit Wasser und Seife grösstenteils verhindern liessen.

Mathias Plüss

Wissenschaftsjournalist

Quellenhinweis:

Das Magazin, Nr 24 vom 13.06.2020;
Tamedia Verlag